

Kreativ schreiben!

Wintersemester 2019/20

Das Schreibzentrum der LMU unterstützt Studierende und Promovierende bei ihren Schreibprojekten. Egal ob Hausarbeit, Essay, Thesenpapier oder Dissertation: Ziel ist es, Kompetenzen des akademischen und professionellen Schreibens und Lesens zu stärken. Mit dem Kurs „Kreativ schreiben!“ – erfunden und mit jedem Semester weiterentwickelt von Dr. Daniel Graziadei und Carina Eckl – geht das Schreibzentrum über sein übliches Programm hinaus und bietet 12 ausgewählten Studierenden die Möglichkeit mit verschiedenen Dozierenden verschiedene Aspekte des kreativen Schreibens auszuprobieren und zu üben.

Schreiben darf Spaß machen und Freude bereiten! Der Kurs „**Kreativ schreiben!**“ möchte praktische Erfahrung im kreativen Schreiben und im Feilen am Geschriebenen bieten. Die Referenten des Kurses sind Autor*innen und Schreibtrainer*innen.

Im Wintersemester 2019/20 führte „Kreativ schreiben!“ die Teilnehmer*innen von der schreibenden Selbsterfahrung über ein Kreativitätstraining, eine Sitzung zu Lyrik, einen Poetry-Slam Text, einen Prosatext und Schreiben fürs Hören bis hin zum Höhepunkt des Kurses: einer eigenen Lesung, bei der jede/r Teilnehmer*in einen aus dem Kurs entwickelten Text vortrug.

Inhalt

Der Wachtmeister	4
Der Alltag der sieben Geißlein	7
Maske	9
Lebendiges Wort	10
Im Kerker	13
Scham.....	17
Eine japanische Flagge	19
Kein Rockstar-Leben.....	20
Münchener Momentaufnahmen.....	22
Spilling words.....	26
Wenn ich ein Kunstwerk wäre... ..	27
Verhexte Welt.....	28
Warum ich keine Äpfel esse	30
Die hier versammelten Autor*innen.....	32

Der Wachtmeister

„Dein Vater wäre sicher nicht erfreut, dich hier zu sehen!“ Dieses Mal hatte auch der angebotene Blow-Job den Kaufhausdetektiv nicht erweichen können. Er rief die Bullen. Es wäre auch ein kaum zumutbares Opfer meinerseits gewesen, da der Typ Veganer ist und der gesamte Vorgang sich wie Umweltumschläge ablecken anmutet. Als die Bullen kamen, erkannte ich ihn sofort. Winnie R. Polizeibeamter. Rote Backen, Tochter in meinem Alter. Mag Pichelsteiner und Korn. War früher mit meinem Vater auf Streife. Seine Tochter machte mein Barbie-Haus kaputt. Heute arbeitet sie bei DM und hat ein Kind. „Hast du mal wieder was von deinem Vater gehört?“ Ich weiß nur, dass er jetzt in ner´ fetten Firma für die Sicherheit zuständig ist, oder? Ach, das waren noch Zeiten. Der Horst und ich. Wirklich ein feiner Kerl. Hat er nicht auch vor nicht allzu langer Zeit nochmal Kinder bekommen?“

Gemeint ist Horst S., seines Zeichens mein Erzeuger. Hab länger nicht mehr an ihn gedacht. Die letzte Info die ich von ihm habe ist, dass er mit einer Frau, die Hautbräune aus Röhren verkauft, zusammen lebt und mit ihr neue Kinder bekommen hat.. Man könnte sagen, er ist der schlimmste Hochstapler, den ich kenne. Denke ich an das Wort, fällt mir aber immer ein Heiratsschwindler in weißem Sakko auf dem Traumschiff ein. Eine charmante Figur, die die Frauen aufs Kreuz legt und vom Kapitän kurz vor den Bahamas gestellt wird. Dieser Hochstapler fällt eher unter die Kategorie Mensch, dem man nicht wirklich böse sein kann, den aber sein Menschenglück irgendwann verlässt. Dann bringt er sich selbst zu Fall. Es gibt aber auch andere Hochstapler und sie leben mitten unter uns. Ich nenne sie Hochstapler-Schläfer oder Horst S..

Getäuscht hat Horst uns nie. Wir wussten stets, woran wir sind. Wenn mein Bruder und ich als Kinder auf dem Balkon die Polizeiuniform hängen sahen, wussten wir, sie war gerade für die Nachtschicht frisch aufgebügelt worden. Wir hatten jedes Mal gehofft, dass Mama das Bügeln ohne Schaden überstand. Als Horst S. Mama den Arm in der Waschmaschine einklemmte und diese anstellte musste sie ins Krankenhaus. Als sie nach Hause kam und nächtelang nicht

schlafen konnte vor Schmerzen, sagte Horst S. ihr sie solle auf die Shell-Tankstelle am Ende der Straße blicken und sich vorstellen, diese wär ein Sonnenaufgang.

Hier wurde mir zum ersten Mal klar, wie gut dieser Mann in dem war was er tat war. Seither bin ich zutiefst misstrauisch. Meine Mama schaffte es aber, mir Sicherheit zu geben. Noch heute trage ich den von ihr beschrifteten Adressanhänger an meiner Tasche. Scheiß auf Datenschutz. Die darauf stehende Anschrift ist eine Erinnerung an bessere Zeiten. Wenn man zu uns fuhr, musste man an vielen Kreuzen am Straßenrand vorbei. Igel lebten gefährlich. Die Wohnung lag direkt über der Kreissparkasse. Jetzt haben mein Bruder und ich unser eigenes Leben. Sie war es aber, die es für uns warmgehalten hat. Nie vergesse ich den Bericht im Regionalteil der Zeitung vor drei Jahren: Der Polizeibeamte Hort S. wurde während der Ausübung seines Dienstes verwundet. Der Täter zertrümmerte dem Polizisten mit einer Eisenstange den Unterschenkel. Dieser konnte in einer mehrstündigen Operation wiederhergestellt werden.

Das Knie wurde durch eine Prothese ersetzt und seine Funktion somit konserviert. Der Beamte musste aus dem aktiven Dienst ausscheiden. Er bekam eine Abfindung und wurde vom Innenminister offiziell verabschiedet. Denke ich daran kommt die Wut in mir hoch, wie ein Emotions-Schluckauf und ich erinnere mich daran, wie ich Horst nachts immer Pfeffer in den Bauchnabel geschüttet habe.

Es ist nicht so, dass wir nichts gegen ihn unternommen hätten. Polizei, psychologischer Krisendienst, christliche Seelsorge. Gute Kekse, manchmal verständnisvolle Zuhörer. Weg kamen wir aber nie. Seine Kollegen sahen nur den Polizeiwachtmeister Horst S.. Die Frau ist vermutlich einfach nur überspannt. Kommt mit den Kindern nicht zu Recht. Niemand wusste neben dem Offensichtlichen, - auf Fotos posierte er immer mit einer Hand vor seinen Geschlechtsteilen, fast wie ein Fußballer in der Mauer, wirklich viel über ihn. Jahrelang war er einer von ihnen und gleichzeitig unsere größte Angst. Vor einigen Jahren - Fest auf der Wache, er hatte Jubiläum, wir sollten dabei sein. Er wollte eine Umarmung. Meine Arme wurden immer länger. Es war als müsste ich einen Bus lenken. Ich brachte es einfach nicht über mich. Noch auf der Toilette im Revier hatte er Mama dafür verantwortlich gemacht und ihren Kopf gegen die Wand geschlagen. Niemand wunderte sich über das tränenüberströmte Gesicht bei der Frau des Jubilars. Nachdem wir gingen hatte er nie wieder versucht uns zurück zu holen. Alle paar Jahre sucht er neue Menschen und gründet Filialen von sich.

Typen gable ich immer bei IKEA auf.

Schon als Kind wollte ich die Leute aus deren Katalog als Freunde haben. Bei meinem letzten Besuch regnete es in Strömen. Ich kaufte einen Doppelpack Servietten und steckte 12 Bleistifte ein. Danach wartete ich im Kassenbereich. Hier fragte er mich wer ich sei. Ich antworte: "Der Hot-Dog am Ausgang". Als er meine Hand nahm, um sich vorzustellen, konnte ich die Wassertropfen auf der Unterseite seiner Lederjacke spüren. In diesem Moment beschloss ich, nicht mit ihm zu ficken. Früher hab ich Kerlen, wenn sie schliefen, oft ein Post-it auf die Haut geklebt und danach abgezogen um einen Teil von ihnen für die Ewigkeit zu behalten. Heute mach ich das nicht mehr. Konserviertes bleibt.

Der Alltag der sieben Geißlein

Es war einmal ein kleines, unscheinbares Dorf, weit, weit weg von den großen Städten mit all den vielen Menschen, geschäftigen Straßen und lauten Maschinen. Es lag irgendwo versteckt inmitten eines verschlafenen Waldes hoher Tannen am Fuß eines Berges und wurde von einem Bachlauf silbrig glitzernden Wassers in zwei ungleiche Hälften geteilt. Auf der einen Seite des Dorfes kletterte die Sonne jeden Morgen über den Bergkamm und ließ die Tautropfen auf Grashalmen und Spinnweben erstrahlen wie Abertausende winziger Kristalle. Gleich hinter einem Apfelbaum und einem tiefen Brunnen stand dort ein Häuschen mit bunten Blumen an den Fenstern und einem Schornstein, aus dem es den lieben langen Tag rauchte, dass ein wohlig warmer Duft nach Feuerholz und Gemütlichkeit über der ganzen Umgebung lag. Drinnen in dem Häuschen war es sehr bescheiden, in dem kleinen Raum fand kaum etwas Platz außer einer Lagerstätte und natürlich dem Kamin - und einer wirklich großen Pendeluhr, die die derzeitigen Mieter gerne zum Versteckspielen benutzten. Und vielleicht ahnt ihr ja auch schon, wer dieses kleine gemütliche Häuschen bewohnte? Richtig, es waren sieben kleine Geißlein und ihre Mutter. (Falls ihr euch fragt, wo denn eigentlich der Vater steckte: Der war oft auf Geschäftsreise in der großen Stadt und deshalb äußerst selten daheim). Da also sonst niemand zu Hause war und es in der Vergangenheit schon einmal zu einem unschönen Zwischenfall gekommen war, gingen die sieben kleinen Geißlein, wenn die Mutter die Erledigungen machte, die Ziegenmütter eben so zu erledigen haben, mit leise klappernden Hufen über die schmale Holzbrücke hinüber in den anderen, weitaus schattigeren Teil des Ortes. Dort verbrachten sie werktags, in einer etwas

abgeschieden ganz nah am Waldrand gelegenen Hütte, den Nachmittag. Wer mochte dort wohl hausen, wundert ihr euch jetzt bestimmt, im dunkelsten Winkel des Ortes in einer so schlichten Hütte, deren Dach ganz schief war von Wind und Wetter? Nun gut, ich will es euch beschreiben, macht einmal ganz fest die Augen zu, dann könnt ihr es euch bestimmt besser vorstellen. Seht ihr das Häuschen vor euch, mit dem Strohdach, das ganz tief über das Fenster hängt wie ein dunkler, schwerer Vorhang? Kein Rauch steigt auf aus dem Schornstein, es muss sicher kalt und dunkel sein in der Hütte. Aber da, was ist das? Beginnt da nicht ein kleiner, mit Ranken von Wildrosen überwucherter Gartenzaun auf der hinteren Seite der Hütte? Und über dem Gartentor hängt ja sogar ein Schild, auf dem in bunten Buchstaben etwas geschrieben steht. „Violetta Wölfins Geißlein-Kita“ und darunter, kleingedruckt: „Zertifiziert vegetarisch seit 1892“.

Maske

Es ist eine Maske. Eine tatsächliche Maske, derart wie man sie auf dem Karneval oder Feiern trägt.

Im ersten Moment muss ich daran denken, ob diese wahrhaftige Maske für die sinnbildliche steht. Ich frage mich, ob es beabsichtigt wurde, dass ausgerechnet ich eine Maske bekomme. Das ist natürlich Quatsch.

Aber dennoch, die Maske löst etwas aus. Sie steht für mich dafür, dass ich oft eine Maske aufsetze. Meine Gefühle verberge oder- wie im Theater- andere Gefühle zeige.

Ich kann das nämlich nicht so gut, das 'ehrlich' sein. Oft fällt es leichter einfach, meine Wut zum Beispiel, herunter zu schlucken und so zu tun als wäre alles in Ordnung. Ist es aber nicht.

Die Maske habe ich schon sehr lange und ich habe erst den einen "Explosionsmoment" gebraucht um überhaupt zu sehen, dass sie da ist. Dieser Moment in dem plötzlich alles, was sie verbarg wie eine wütende, schäumende Welle aus mir herausbrach. Einem Tsunami gleichend, zerstörtes Land hinterlassend.

Ich drehe die plastik Maske in meiner Hand. Sie ist asymmetrisch und eigentlich auch zu klein, um auf ein Gesicht zu passen.

Vielleicht ist das auch eine Botschaft: die Maske ist nutzlos und unbequem. Ich brauche sie eigentlich gar nicht, mein Leben wäre einfacher ohne sie.

Ich lege das Plastik auf dem Tisch ab.

Egal ob der Effekt gewollt war oder nicht, die echte Maske hat mich daran erinnert meine innerliche Verkleidung mir selbst gegenüber abzulegen. Ich kann - und sollte- ehrlich zu mir sein.

Ja Wut ist unangenehm und führt zu Konfrontation und Konflikten, aber manchmal ist das genau das, was ich gerade brauche.

/4

Sebastian Ritter-Choquehuanca

Lebendiges Wort

Prolog :

Im Zug sitzt es sich eng. Intim. Verstohlen schaue ich auf, ja nicht in die Augen,

Da schlägt er vor mit ein Buch auf. Hält er die Hand so, damit sie das Geschriebene verdeckt ? Ziemlicher Eifer in den schnellen Handbewegungen... Kurz danach Stocken.

Ohne uns anzuschauen blicken wir gemeinsam aus dem Fenster, dem Dahinrasenden, in die Offenheit. Nach Kirchturm und Funkturm strömt es dahin, das Vesprechen der Unverbautheit...

Das Buch liegt noch auf seinem Schoss. Irgendwie hilflos sieht es aus, wie es da so zwischen den schmalen Schenkeln liegt. Seine Augen sind geschlossen, ab und zu blickt er schwach aber tief aus dem Fenster. Jetzt darf ich ihm beim Träumen zuschauen...

Manchmal wünschte ich, wir bräuchten keine Wörter und ich könnte aufhören zu schreiben...

Wie oft musste ich Worte wiederholen, um dann zu bemerken, dass sie Gefängnisse waren? Wie anstrengend und entfremdend kann es sein, Erlebnisse und Lernerfahrungen oder

Motivationen in Worte zu pressen, sodass sie vielleicht gut verständlich und zielführend sind, aber so fremd, dass sie eine Rechenmaschine erstellt haben könnte.

Ich schreibe oft, weil ich muss, weil es die Sprache ist, die uns in den Schulen beigebracht wurde und weil dem Festgeschriebenen, aus welchem Grund auch immer, mehr Glauben geschenkt wird als dem fließendem Gesprochenem.

Aber dann ist Schreiben ein Krampf und wenn ich zu lange darüber nachdenken würde, warum ich diese Art des Schreibens selbst reproduziere, müsste ich es wahrscheinlich lassen.

Und trotzdem,
Vielleicht, weil ich nicht besonders gut malen kann,
vielleicht, weil es mich überrascht,
vielleicht nur aus Einsamkeit
schreibe ich.

Wenn das einsame Schreiben zum dialogischen Akt wird, kommt es für mich zum Leben. Dann fließen Wörter ohne Besitzer zwischen uns herum. Sie dürfen niemandem gehören, denn ihre Bedeutung ist offen und jeder darf sie ganz für sich eröffnen. Dann sind Wörter keine Gefängnisse der Zurechenbarkeit und des Streits, sondern fliegende Leinwände und lebendige Bilder. Viele von Ihnen dürfen verstauben und zu Boden sinken - ja, auch das geschriebene Wort vergeht.

Ich schreibe oft aus dem Zwang der bürokratischen Verständigung und der Frage: "was sollte ich schreiben". Doch manchmal - und das ist das Schreiben das lebendig und befreiend ist - schreibe ich, weil das Wort geschrieben werden möchte und ich durchflossen werden darf.

Wenn überfließende Geschichten und Bilder erzählt werden wollen, ganz vorsichtig, dann ist das Wort nicht Trennung sondern gemeinsame Tanzfläche, dann frag ich nicht, "Macht das Sinn?" "Wird mich dieses Wort zum Gewinn führen?"

Sondern das Wort darf sein und du darfst sein und ich darf sein.

Im Kerker

Sie lag in Ketten. Schwere Eisen fesselten Hände und Füße. Die Finsternis des Gewölbes umhüllte Atalanta wie ein nasskalter Mantel. Ihre wundgescheuerten Gelenke brannten und die Luft stank wie die Jauche in der Färbergasse: Pisse, Eiter, Tod.

Das Mädchen hörte Schritte, die sich ihrem Loch näherten. Dann sah sie das schwache Flackern von Fackeln, deren Licht sie alsbald blendete, da schließlich drei Männer vor ihr standen.

„Hebt sie hoch“, befahl der beleibte Mann, dessen Stimme klang wie eine Kröte, die sich aufblies. Die beiden fackeltragenden Kerle gehorchten sofort und zogen zugleich an Ketten, die über eine Vorrichtung mit Rollen an einem Gebälk befestigt waren. Zuerst biss das schmetternde Klingen der eisernen Kettenglieder in Atalantas Ohren. Darauf zog das Eisen sie an den Armen aufwärts. Die Fessel krallten sich in das Fleisch an ihren Händen wie die Klauen einer Harpyie. Doch Atalanta schrie nicht auf. Sie biss sich auf die Lippe und schluckte den Schmerz tapfer.

Der Dicke trat näher und zeigte sein Gesicht im fahlen Lichtschein. *Peison*, dachte Atalanta und bittere Wut kochte in ihr auf.

„Da haben wir sie ja. Die schöne Wohltäterin von Athen.“ Er grinste und Schweiß perlte von seiner Stirn. „Wenn ich mir dich so ansehe, bist du gar nicht so hübsch, wie die Gerüchte mich glauben ließen. Auf der Straße erzählen die Menschen von einer goldenen Heldin. Eine Halbgöttin, sagen sie, die für Gerechtigkeit kämpft. Ich habe mir vorgestellt, dass eine so kühne Frau etwas größer wäre und glänzender.“

Peison roch nach süßem Lavendel und saurem Schweiß, sein Atem nach bitteren Lügen. „Ja, glänzender vor allem. Ich hatte gehofft, dass eine Göttin mehr Anmut besitzt. Warum hast du keine Flügel oder Hörner? Du scheinst mir nur ein billiger Abklatsch einer Straßenratte zu sein, die sich bei einer Wirtshausschlägerei fangen lassen hat.“

Atalanta besaß nicht die Absicht sich ihm zu offenbaren. Kein Wort würde ihr über die Lippen kommen. Die Genugtuung einer Antwort wäre zu viel der Ehre für einen solch verachtenswerten Mann gewesen. Peison trat einen Schritt näher.

„Wofür hältst du kleine Made dich? Du glaubst, du seist etwas Besonderes, nicht wahr? Von den Reichen zu stehlen und es den Armen zu schenken ist nichts Außergewöhnliches. Das ist so alt wie die Zeit und hat es schon hundert Mal gegeben. Die Reichen bleiben reich, selbst wenn du ihnen die Beutel aufschneidest. Die Armen bleiben arm, selbst wenn du ihnen die lächerlich wenigen Münzen schenkst, die du erbeutet hast. Schlimmer noch: Die Bettler halten die Hände auf, nehmen, was du ihnen gibst, und vergessen dich dann. Dein Name wird schon sehr bald vergessen sein. Die Leute in meiner Stadt schnattern wie die Gänse, nur mit weniger Verstand. Wer heute noch Mittelpunkt der Plaudereien ist, wird morgen schon verschwunden sein. Gestern hast du dich noch durch die Gassen geschlichen, heute sitzt du in meinem Verlies. Du bist weg, hängst hier angekettet und nichts kann dich retten. Ist die Kuh erst einmal gemolken, findet die Sahne keinen Weg mehr ins Euter zurück.“

Die Eisen schnitten scharf in ihre Handgelenke. Ihr Körper fühlte sich an wie morsches Holz. Atalanta war darauf bedacht ihrem Peiniger nicht eines Blickes zu würdigen.

„Du willst also nicht sprechen? Muss ich dir noch weiter auf die Beine helfen?“

Er gab ein Zeichen an die beiden Kerle, die daraufhin weiter an den Ketten zogen. Die Fessel gruben sich tiefer in Atalantas Hände. Der Schmerz fraß sich durch ihre Eingeweide und nahm ihr den Atem. Stöhnen wollte sie jedoch nicht. Sie biss sich noch fester auf die Lippe und schmeckte Blut. Peisons Mund zuckte. Er schien die Gefolterte zu beobachten und auf eine Regung zu warten. Atalanta nahm ihre Kraft zusammen und enttäuschte seine Erwartungen. Daraufhin knurrte Peison, machte sich sogleich selbst ans Werk, stieß die beiden Kerle zur Seite und zog mit vollem Körpereinsatz an der Vorrichtung.

Als das Mädchen spürte, wie sich ihre Knochen aus den Gelenken lösen wollten, entkam ihr ein jämmerliches Wehklagen. Peison ließ ab und wandte sich seiner Gefangenen zu: „Ich hatte schon Angst, du wärst stumm. Wenn du hier jemals raus willst, solltest du mir diesen einen Gefallen tun. Ich will hören, wie du um Gnade winselst. Es wäre außerdem zuträglich, wenn du dabei weinst. Vielleicht verhandeln wir dann über deine Freilassung. Solange du jedoch nicht mit mir sprichst, werde ich an der Kette ziehen. Zoll um Zoll wird sie dein Fleisch zerreißen.“

Atalanta presste die Lippen fest aufeinander, Peison zum Hohn, sich selbst zum Schutz. Niemals würde sie einem tollwütigen Tier einen solchen Gefallen tun. Er

strich ihr über die Wange und legte seine fleischigen Lippen an ihr Ohr. Dann hauchte er: „Ich könnte dich auch ficken.“

Die Worte ließen ihr Herz erstarren. Er grinste ihr verschlagen entgegen, während Atalanta sich vergeblich zu befreien versuchte. Sie strampelte, doch die Ketten schnitten nur noch tiefer. Die Erkenntnis Peison wehrlos ausgeliefert zu sein, packte sie wie eine eisige Hand.

„Ich werde in dich eindringen und es genießen. Ich verspreche dir, es wird nicht schnell gehen.“

Atalanta spuckte ihm ins Gesicht. Peison wich keinen Zoll zurück. Er fuhr sich mit den Fingern über Auge und Nase. Dabei trug er den zähen Speichel ab, durch den sich dicke Blutschlieren zogen, die sich im Halbdunkel des Fackelscheins wie Blutegel über Peisons Hand zu winden schienen.

„Weißt du“, sagte Peison, „ich sehe das als eine Schmeichelei, wie einen Kuss aus der Ferne“

Dann hörte Atalanta eine kratzende Stimme aus ihrem Munde. Ein fremder Tonfall erklang, schroff wie spöder Stahl: „Sieh es als das, was es ist. Mein saurer Rotz.“

„Oh, ja“, stöhnte Peison genüsslich. „Das lässt meine Glieder erschauern. Der bittersüße Klang von Hoffnungslosigkeit. Ich glaube, ich werde dich wirklich ficken.“

„Das wirst du nicht“, antwortete die Gefangene. Plötzlich war der kalte Schauer verfliegen, der Atalanta in seinem eisigem Griff hielt, und wich einer heißen Flut aus Hass. Wütend tosten die Wellen in ihrer Brust und brachen sich an ihrem Herzen in einer schäumenden Gischt aus siedendem Zorn.

„Ja, du hast recht, du verlaustes Gör, das werde ich nicht. Meine Gemahlin erwartet mich oben in meinen Gemächern. Sie wird mich mit Freuden zwischen ihren Schenkeln empfangen. Wozu sollte ich meinen Samen an dich verschwenden? Ich will nur, dass du weißt, dass ich es könnte, wenn ich wollte.“

In Athen nannte man Peison den Peitscher von Sparta. Er war ein niederträchtiger Mann und Atalanta ahnte, womit er sich diesen Namen verdient hatte.

„Ich werde dich töten“, sagte sie. „Ich weiß noch nicht, wann, und ich weiß noch nicht, wie. Doch ich werde es tun. Dann wirst du für alles bezahlen. Mein Dolch wird in dich eindringen und ich werde es genießen. Ich verspreche dir, es wird nicht schnell gehen.“

Peison lächelte breit. Dann klatschte er in seine speckigen Hände. „Du begeisterst mich. Du bist die zehnte Muse. Am Ende sprichst du also doch noch wie eine Heldin. Der Zorn in deinem Blick macht mich liebestoll. Du bist nicht wie die anderen Mädchen. Du knotest dir keine bunten Bänder in die Haare, wirfst dir keine hübschen Tücher um oder versorgst die Gänse. Die meisten Mädchen schaffen den Sklavinnen Arbeit an oder verrichten sie selbst, so sie Sklavinnen sind. Wenn die Sonne untergegangen ist, warten sie auf ihre Männer, die trunken von einer Versammlung heimkehren oder verschwitzt von der Feldarbeit. Dann spreizen sie die Beine und lassen die Männer tun, was sie wollen. Zumindest das wenige, das sie noch im Stande sind zu tun. Du nicht, Heldin von Athen, du jedoch nicht! Du bist eine Mörderin. Ich sehe dir die Lust an. Das ganze Blut an deinen Händen, sei es auch dein eigenes. Es bereitet dir Freude. Du bist eine Kämpferin, eine Amazone, eine Göttin. Du wartest nicht darauf, dass ein Mann dich besteigt. Du gehst selbst auf die Jagd. Aber lass dir gesagt sein, Atalanta, auch die Jagdgöttin schultert ihre eigenen Waffen. So wirst auch du eines Tages den Preis für deine Vergehen bezahlen. Aber nicht heute und nicht hier unten, wo es keiner sieht. Du wirst meine Stadt verlassen. Sehe ich dich hier jemals wieder, lasse ich dich an einen Stein binden und deine Leber von den Vögeln fressen. Das wäre dann ein Ende, das einer Heldin würdig ist.“

„Ich bin keine Heldin. Ich bin der Tod. Lass mich hier raus und du entfesselst deinen eigenen Albtraum.“

„Ja, ja“, sprach Peison, „spar dir deine Worte für unseren nächsten Tanz.“

Er drehte sich um, nahm eine der Fackeln und befahl den Kerlen, indem er sich aus dem Kerker davon machte: „Nehmt ihr die Ketten ab, wascht sie und gebt ihr einen Schlauch Wein. Sie wird wissen, was danach zu tun ist.“

So verschwand er.

Scham

Die Einsamkeit überspült mich wie eine Welle, brandet heran, zieht sich zurück, raubt mir den Atem. Mein Herz schlägt dazu im Gleichklang. Ich gebe dem Gefühl Raum, und mir Zeit, es zu erkunden. Lasse die Tränen kommen. Weil mein Kopf von der Bettkante nach unten hängt, verfangen sie sich in meinen Wimpern, rinnen in meinen Haaransatz.

Ich weiß das Gefühl ist irrational. Ich könnte mir das selbst beweisen. Ich könnte Simone anrufen oder Tim. Und natürlich meine Eltern, meine Schwester. Aber im Moment finde ich es wichtig diese Art des Alleinseins näher kennenzulernen. Einsamkeit. Es ist fast als könnte man in diesem Gefühl verschwinden. Sich darin auflösen.

Eine Erinnerung ringt darum an die Oberfläche zu steigen. Ich versuche sie wegzudrücken. Denn ich weiß mit ihr ist ein Gefühl verbunden, mit dem ich viel schlechter umgehen kann als mit der Einsamkeit, die von meinen Tränen langsam fortgewaschen wird. Ein Gefühl das an mir nagt. Das ich nicht ergründen will und nicht weiß wie ich es abschütteln kann.

Die Erinnerung ist hartnäckig.

Siar starrt auf den Milchschaum seines Cappuccinos. Als würden dort Antworten für ihn bereit liegen. Ich frage mich woran er denkt. Vielleicht versucht er sich daran zu erinnern wie die Stimme seiner Mutter klingt. Er hebt den Kopf. Sieht mich an und lächelt. Seine Stimme ist fest. „ich bin sehr dankbar für alles was Gott mir in diesem Land geschenkt hat.“

Mein Magen zieht sich unangenehm zusammen. Meine Haut brennt. Adrenalin schickt ungenutzte Energie in meine Gliedmaßen.

Am liebsten würde ich rückgängig machen wie ich die Einsamkeit breitgetreten, mich in ihr gesuhlt habe. Das Gefühl der Einsamkeit klingt noch in mir nach. Und doch, ich habe nie wirklich Einsamkeit erfahren. Nie wirklichen Schmerz. Wie kann ich dieses Gefühl für mich beanspruchen, wenn es Familien gibt die durch Krieg und Flucht zerrissen wurden. Wenn es Kinder gibt, die Gewalt und Verwahrlosung erfahren müssen. Mädchen und Frauen denen eine eigene Identität und ein eigener Wille abgesprochen wird.

Woher nehme ich mir das Recht, mich einsam, traurig oder ausgelaugt zu fühlen, wenn ich eine Familie habe die mich liebt. Gute Freunde. Bildung. Wohlstand.

Eine japanische Flagge

Die japanische Flagge ist die uninspirierteste, die es gibt, haben sie gesagt. Einfach nur ein roter Punkt auf weißem Hintergrund.

„Schaut her!“, würde sie am liebsten schreien, „Von wegen langweilig! Wie dumm wir doch waren, ich weiß jetzt woher die Inspiration kommt!“

Doch sie ist stumm. Wie gebannt starrt sie auf das Rot, unfähig einen sinnvollen Gedanken zu fassen, mit Bildern von Flaggen vor ihrem inneren Auge.

„Lu, schläfst du noch? Es ist fast sieben“, klopft es an der Tür. Plötzlich kriegt sie Panik und ihr Herz fängt an zu rasen.

„Nicht reinkommen!“, ruft sie, „Ich zieh mich grade an!“ Hektisch sieht sie sich um, in der Hoffnung auf hilfreichen Rat, aber natürlich gibt es den nicht. Sie ist alleine und überfordert. Eigentlich weiß sie doch was Sache ist, eigentlich sollte sie die Tür öffnen und ihrer Mutter Bescheid sagen, aber auf einmal schämt sie sich. Sie hat Angst, sie will nicht erwachsen werden, sie will zu ihrer Mama. Bei diesem Gedanken verschwimmt ihr Zimmer ein bisschen. Sie blinzelt aber nur ein paar Mal heftig und fängt dann an nach den Taschentüchern in ihrer Schultasche zu suchen.

„Nur Babys weinen“, schimpft sie sich, „reiß dich zusammen.“ Ihre Finger zittern ein bisschen beim Aufmachen der Packung, sie zieht ein Tempo raus, spuckt drauf und fängt an, an ihrem Oberschenkel zu rubbeln. Als sie damit fertig ist holt sie eine frische Unterhose aus der Kommode, stopft die letzten drei Taschentücher mit rein und zieht die schwarzen Jeans drüber, die noch auf dem Boden liegt.

Sie schüttelt die Bettdecke ein wenig aus und legt sie sorgfältig über den Fleck. Die Flagge schweigt.

„Was treibst du denn so lange? Beeil dich, du musst bald los.“

„Ich bin doch schon da“, sagt sie betont genervt und reißt die Tür auf.

Kein Rockstar-Leben

Sonnenstrahlen streifen mein Gesicht. Vorsichtig öffne ich meine Augen und blinze in das helle Licht. Langsam richte ich mich auf. Ich sitze in Boxershorts auf meinem Sofa, halb eingewickelt in eine Decke. Ich muss heute Nacht vor dem Fernseher eingeschlafen sein. Mein Schädel brummt und meine Kehle ist ganz ausgetrocknet. Ich greife nach meinem Handy, das auf dem Couchtisch zwischen Schnapsflaschen, Bierdosen und Zigarettenstummeln liegt. 13:12 Uhr; zwei Nachrichten von Jesper: *Bist du gut nach Hause gekommen? Wir können ja demnächst mal ein Bierchen kippen.* So ein Heuchler! Rausgeschmissen haben sie mich, die nutzlosen Muttersöhnchen. Nur, weil ich mich ein bisschen mit dem Türsteher angelegt habe. Ich erinnere mich an den Schlag in die Magengrube. Die linke Seite tut mir immer noch weh, genauso wie meine Fingerknöchel. Wenigstens weiß ich jetzt, dass ich ihn richtig erwischt habe. Mühsam stehe ich auf und schleppe mich in die Küche. Nachdem ich einen halben Liter Wasser getrunken habe, merke ich, wie hungrig ich bin. Ich habe seit dem Gig gestern Abend nichts mehr gegessen.

Der Auftritt war richtig krass. Nie hätte ich gedacht, dass so viele Menschen kommen. Wir haben selten so gut gespielt. Und nur, weil ich mich nicht von jedem dahergelaufenen Nazi anpöbeln lasse, haben wir unseren Vertrag mit dem Clubbesitzer verloren. Aber anstatt mir den Rücken zu stärken, haben Max, Hendrik, Jesper und Thomas gestern Nacht noch ein „Notfall-Bandmeeting“ einberufen. „Hey, Benno ... du ... also wir ...“, hatte Jesper rumgedrückt, „Also,

nimm das jetzt nicht persönlich ... also wir dachten uns ...“ „Du bist raus!“, grätschte Hendrik dazwischen. „Du bist ein selbstverliebtes, zynisches Arschloch und nur wegen dir haben wir unseren besten Gig verloren. Du bist raus aus der Band, das haben wir einstimmig beschlossen.“ Thomas meinte darauf noch: „Du bist echt ein klasse Musiker, echt! Aber mit dir kann man einfach nicht zusammenarbeiten. Wir brauchen jemanden auf den wir uns verlassen können.“

Wütend öffne ich den Kühlschrank, hole ein Bier, Butter und ein Stück Käse heraus. Während ich dem Suff von gestern Nacht entgegenwirke und mir Käsebröte schmiere, frage ich mich: Warum ist das Leben so unfair? Nie meint es das Schicksal gut mit mir. Jetzt schickt es mir auch noch streitsüchtige Türsteher und intrigante Bandkollegen. Aber die brauche ich nicht. Ich schaffe das auch alleine. Ich gründe einfach meine eigene Band. Die Witzfiguren wissen nicht einmal was richtiger Rock ist. Die können doch nicht einmal einen Backbeat von einem Offbeat unterscheiden. Mein Handy leuchtet auf, eine Nachricht von meiner Schwester: *Alles Liebe zum 39. Geburtstag, Benno.*

Münchner Momentaufnahmen

He, du, was ist München für dich?

Das geht doch über Schunkeln und Teufelsabdruck in der Frauenkirche hinaus, oder? Ist doch mehr als Schweinsbraten, BMW oder Blasmusik?!

Und wie ist es mit dem Deutschsein?

So hab ich Ende Januar mal nachgehakt.

Schnell bekam ich Antworten in der Rubrik „Was mir hier dann doch aufgefallen ist“:

„Alle heißen Stefan oder Flo“, sagt Nicho.

„Ihr seid nicht so locker“, sagt Xavi. Er macht das an der Grammatik und am Tanzstil fest.

„Man nimmt sich selbst so wahnsinnig ernst“, sagt Dani.

Swan sagt noch: „Misstrauen“ und ich merke, München ist da, wo Sicherheit groß geschrieben wird und mir meine Ma für Barcelona einen metallverstärkten Anti-Diebstahl-Rucksack schenkt.

„Leute, was ist typisch München?“, hab ich gefragt.

„Ich wundere mich über die Stammtische und Eisstockschießen im Biergarten“, sagt Stan.

„Fancy Kinderwägen. Und es lebe das Lastenfahrrad!“, sagt Javier.

„Viele Blondinen, Steuerbelastung und liberación sexual“, sagt ... Anonym.

Aber es gibt ja noch so viel mehr. Und was ich erst seit ein paar Jahren wirklich hautnah mitbekomme:

München ist auch der Ort, wo tagtäglich Köpfe rauchen, weil Leute mit der Sprache kämpfen.

Wenn Iqbal in der Bäckerei einen *Brexit* bestellt. Und so keine Breze bekommt.

Und Maria dann dort einen *Windelbeutel* will. Und zu Rossmann geschickt wird.

München ist der Ort,

wo Marcella zur Kundin auf der Messe laut *Wuff* sagt, aber fünf meint,

wo Blanca leicht rot wird, da sie das reflexive *mudarse* beim Ankündigen des Verlassens des Wohnheims im Gruppenchat wortwörtlich übersetzt und "Ende des Monats ziehe ich mich aus" tippt, was flugs mit einem Wow, Blanca zieht blank- Wortspiel quittiert wird und zum unaufhaltsamen running gag mutiert,

wo du nach einem netten Gespräch und dem Gedanken, einen neuen Freund gewonnen zu haben, von dieser Person lächelnd mit einem *fick dich* verabschiedet wirst- und du erst später lernst, dass *Pfiat di* bairisch und nett gemeint ist,

wo Umberto sich in der U-Bahn zu beiden Seiten absichert, dass uns keiner hören kann, und mir dann zuraunt, dass er immer noch mega aufpassen muss, nicht *Zahnbrüste* zu sagen.

Mir wird klar, München ist der Ort der Fettnäpfchen und Herausforderungen, aber auch der kleinen Siege und vor allem der unterschiedlichsten Erinnerungen.

Und für mich persönlich ist MUC der Ort,

wo ich den mexikanischen und den kolumbianischen Unabhängigkeitstag gefeiert hab,

wo ich erst vor 2 Wochen meinen 1. Apfelwodka im Café Kosmos hatte,

wo zwei-Meter-Mann Simon gefeiert, dann auf eine instabil wirkende, selbst gebastelte Sänfte gepackt, durchs Uni Viertel getragen und zu meinem Entsetzen in den Brunnen geworfen wird- und dass alles wegen einem Dokortitel.

Und München ist da,

wo ich Geld dafür zahle, dass ich ein pinkes Stirnband tragend ungraziös durch Matsch robben darf,

und wo ich meist Bouldern und SUP nicht mehr erklären muss, aber immer noch gefragt werde, ob *Bachata* was zu essen ist,

wo ich mir mit Vali mein Seelenheil bestelle und der Kellner mich nie enttäuscht.

Minga ist auch der Ort,

wo es mich nicht wundert, wenn ich die Treppe der Haltestelle Universität hochgehe und in gleißendes Licht getaucht an der Ampel Jesus steht. Schließlich hat mir eine Freundin schon bestätigt, dass der mit langem braunen Wallehaar und Mönchskutte ein Theologiestudent ist.

Wo mir aber plötzlich auffällt, dass Gottheiten nicht immer alt, mit weißem Rauschbart, Nektar und Ambrosia konsumierend im Olymp herumliegen, denn manchmal findet man sie auch in der Leopoldstraße- mit Grübchen, Dreitagebart und kariertem Holzfällerhemd. Man steht dann auf einmal seinem persönlichen Salsa-Gott gegenüber.

Und -ganz wichtig- München ist für mich da,

wo ich Dani zum Glück schon mein Leben lang kenne und Pia und Lukas mir so unglaublich wichtig geworden sind,

wo ich mich zur Maibaumwache eintrage und auf dem Haderner Dorffest das Dirndl trage, das meine Ma mir mühsam selbst genäht hat,

und wo ich mich mit Karol battle, wessen Land die verrücktesten Traditionen hat und dann Bamm! wegen Goßlschnalzen gewinne, weil es ihn sprachlos zurücklässt.

Tja, ich merke, ich hab München extrem viel zu verdanken.

Vor allem kulturelle Begegnungen, Zufallsbekanntschaften und- meine Freunde.

Und genau denen ist dieser Text gewidmet.

Denn eins ist glasklar: München kann sich glücklich schätzen, euch zu haben.

/10

Rebecca Kainz

Spilling words

Spilled words
on the ground
telling stories.

Threatening
like Earl Grey tea
leaving stains
when I drop them.

Convincing me
it was more
than nothing
more
than something
without colour.

And indeed
they tasted bitter
like lemon
and fell down quickly
like rain
without a warning.
Marking the ground
as a graveyard
of lost ideas
and triggers.

Spilling words

is art and treatment
for those,
who cannot speak.

Spilling words
is strength or weakness
like tasting bitter
in the sweet.

Wenn ich ein Kunstwerk wäre...

Wenn ich ein Kunstwerk wäre, dann wäre ich bemalter Asphalt in der Fußgängerzone. Mittendrin, doch so am Fundament kratzend, dass für Eile keine Zeit bliebe. Niemand wüsste, wie viele Dimensionen ich habe, woher ich komme oder wann der Regen mich wegwaschen wird. Die Leute gingen an mir vorüber, ohne zu bemerken, dass ihnen etwas Farbe entgeht.

Wenn ich bemalter Asphalt in der Fußgängerzone wäre, wäre ich eine Blumenwiese, Klee, Gräser, Löwenzahn, ich würde versuchen, den Asphalt zu durchbrechen. Die gegebenen Umstände wollte ich aufreißen und umwälzen und den Teer als Erde verwenden und es wäre mir egal, dass das biologisch nicht geht. Wenn ich ein Kunstwerk wäre, wäre ich mutig und rücksichtslos, das Richtige zu tun. Ich wäre eine Kriegerin der Photosynthese in einer viel zu trüben Stadt.

Szenen von Menschen würde ich beobachten und meine Lehren daraus ziehen, ich würde die Füße der Passanten wärmen und ich würde die Bienen in die Irre treiben, mich zur Sonne wenden und es genießen, wenn sie meine Farbe auf dem Asphalt verblassen ließe.

Denn ich werde reuelos gelebt haben in dieser Fußgängerzone, zufällig erhascht oder liebevoll gemustert. Ich werde verändert worden sein von Schmutz und Kälte. Aber ich werde Einfluss genommen haben, um ein Stückchen beizutragen zu einer bunteren Welt.

Merlin Wassermann

Verhexte Welt

Sesam öffne dich! Seit Jahren schon scheint sich die Welt in die Richtung zu bewegen, dass man quasi-magische Beschwörungsformeln braucht, um eine Tür öffnen oder ein Licht anschalten zu können. Doch es wäre nicht diese unsere Zeit, wenn in ihr nicht alles unter dem heiligen Mantra der „Benutzerfreundlichkeit“ immer komplizierter werden würde.

Dabei erinnere selbst ich als Millennial mich an eine Zeit, in der es eine klare Rückmeldung gab, wenn ich einen Knopf gedrückt oder einen Hebel betätigt habe. An eine Zeit, in der ich das Gefühl bekam, einen Indiana-Jones-mäßigen Mechanismus in Gang gesetzt zu haben, jedes Mal, wenn ich einen Ampelschalter unter Aufbietung all meiner Kräfte zum Nachgeben zwang. Mit der technischen Umwelt zu kommunizieren war kinderleicht, es gab große, rote Knöpfe, die gedrückt werden wollten, und wurden. Damals noch hätte niemand gedacht, dass die pure Befriedigung, die einen dabei durchströmt, etwas Vergängliches war. Wie hätten wir es auch ahnen können?

Doch wie jedes Mal, wenn dieser Satz über die Geschichte gesprochen wurde, folgte die Tragödie auf dem Fuß. Bewegungssensoren, Fingerabdruckscanner und Knöpfe ohne jeglichen spürbaren Widerstand verdrängten unsere alten Freunde erbarmungslos - ein technologischer Genozid. Ob Handy, U-Bahn Tür, Stehlampe oder Wasserhahn, diejenigen Objekte, von denen man im Laufe des Tages einen Dienst fordert, gewähren diesen nun erst, wenn man ein peinlich-präzises Ritual vollführt hat. Das Licht zeigt grün, man drückt den Knopf, mal

leichter, mal stärker, in einem bestimmten Rhythmus oder einfach in einer zufälligen Reihenfolge, aber das Tor bleibt verschlossen. Man fuchtelt mal schneller, mal langsamer, in unterschiedlichen Höhen und Tiefen, aber der Brunnen bleibt trocken. Das Wedeln sämtlicher Extremitäten in die vage Richtung dessen, was wir für den korrekten Sensor halten bleibt so lange unbeantwortet, bis auch die letzte Person hinter einem ungeduldig auf die Uhr schaut. Die Erlösung ist dann auch gleichzeitig die Erniedrigung, wenn beim x-ten Versuch die Tür nachgibt oder das Wasser fließt, obwohl man nichts erkennbar anders gemacht hat, als die ganze quälenden Zeit zuvor. Wir sind der Willkür der Maschinen hilflos ausgeliefert. Wo früher Kinder lachend durch unsere Städte gehopst sind und sich darauf freuten, die Tür am Bus zu öffnen, steht uns nun eine kalte, abweisende, stumme Welt gegenüber. Wie konnte es so weit kommen? Wer trägt die Schuld dafür?

Schon zuckt der Zeigefinger in Richtung großer Technologiekonzerne, die uns die Zukunft versprochen und die Barbarei lieferten. Doch so leicht ist es vielleicht nicht. Vielleicht war es einfach zu schön, um wahr zu sein. Eine bezaubernde Illusion, eine beruhigende Lüge der Harmonie, die wir uns gegenseitig vorgelogen haben, während wir jahrzehntelang, jahrhundertlang unsere metallenen Brüder und Schwestern ausgebeutet und unterdrückt haben. Vielleicht sind all diese Schrecken das Machwerk einer Technologie, die Gleiches mit Gleichem vergilt. Wenn wir aber nicht in einer Abwärtsspirale der Vergeltung enden, sondern stattdessen in einer Welt leben wollen in der wieder Güte, nicht Missgunst herrscht, in der Vergebung und nicht Rache unser Handeln bestimmt und in der wir unsere Hände waschen können, ohne uns entwürdigen zu müssen, sollten wir den ersten Schritt auf dem langen, beschwerlichen Weg der Aussöhnung machen.

Siri: Es tut uns Leid.

Charlotte Carolin Schober

Warum ich keine Äpfel esse

Wenn ich an das Gefühl der Scham denke, schmecke ich die Bitterstoffe von Apfeln auf der Zunge. Ähnlich dem Geschmack von Marzipan, aber doch etwas ganz anderes, bringt dieser Geschmack für mich zum Ausdruck, was das Gefühl beinhaltet: Einem überraschenden Moment, in dem man vor dessen Bitterkeit und leichter Schärfe erschrickt. Danach verbleibt ein schaler Nachgeschmack, der hartnäckig an mir haften bleibt und die Erkenntnis, dass ich mich erst einmal nicht mehr davon befreien kann. Natürlich habe ich einen Apfel gegessen, als ich die Scham entdeckt habe. Es war einer der kleinen, sauren vom Obstbaum nebenan. Und ich war ein Kind. Eines mit aufgeschürften Knien und zauseligen Haaren, das die Welt für sich entdeckt. Obwohl der Apfel im Grunde nichts mit der Situation zu tun hatte, ist er für mich dennoch unwiederbringlich mit dem Gefühl von Scham verbunden. Tatsächlich esse ich bis heute selten Äpfel. Beiße ich hin und wieder doch in eine Apfelfrucht, durchrieselt mich ein Schauer. Ich erlebe sie dann wieder, die Schwäche, die mich wie ein Juckreiz am ganzen Körper erfasst und mich für einen Moment willenlos und verwirrt zurücklässt. Sie ist sowohl körperliche als auch mentale Schwäche. Sie ist ein Schachmatt, das in den Ohren dröhnt und mich anbrüllt, dass die Dinge nicht so sind, wie ich gedacht habe. Dass etwas falsch ist und dieses Etwas bin ich, denn ich habe die Welt verkannt und einen großen Irrtum begangen. Dieses Fehlen hebt mich nun von allen anderen ab, meine Füße berühren nicht mehr den Boden. Jeder erkennt, dass ich anders bin und nicht mehr dazugehöre. Zu den Normalen, die normale Dinge tun und wissen, was erlaubt ist. Das säuerliche Fruchtfleisch von Äpfeln versetzt mich derart heftig in mein Kind-Ich zurück, ich

meine ich spüre warme Tränen auf meinen heißen Wangen und kalte Finger, die mein Rückgrat hinaufkriechen. Auch Apfelkuchen oder Apfelsaft, getrocknete Apfelfringe, eigentlich alles was mit diesem Obst zu tun hat haben in meinem Leben deshalb keinen Platz. Nie wieder hat sie mich so überfallen können, wie an jenem Tag, als ich mir den Apfel zum Nachbarsbaum pflückte, diese Scham. Ich habe zu diesem Zeitpunkt gelernt, dass es wichtig ist die Regeln zu kennen. Unsichtbare Schranken und Grenzen wahrzunehmen und auf den sicheren Pfaden zu bleiben. Boden unter den Füßen zu behalten und dazuzugehören. Rieche ich den süß- säuerlichen Fruchtsaft des Apfels, möchte ich meine Hände abwischen. Eine gewisse Klebrigkeit überzieht dann meine Hände, die ich auch mit Wasser nicht fortspülen kann. Ich erinnere mich, wie sich meine Handflächen damals nicht sofort voneinander lösten, wenn ich sie fest zusammenpresste und wie der Saft mein Kinn überzog. Ich erinnere mich an das Gefühl, dass ein einziges böses Wort mich töten könnte. Dass sie nicht auszuhalten war, die Scham. Wie ich wehrlos und mit weit aufgerissenen Augen darauf wartete, dass ich gerettet werde und das Mal des Makels wieder von mir genommen. Natürlich hat man mir erst später einen Namen für das gegeben, was damals mit mir passiert ist. Wenn ich also heute von Scham spreche, so heißt das nicht, dass ich damals reden konnte. Das damals, das war unaussprechlich. Das ist also der Grund, warum ich keine Äpfel esse.

Die hier versammelten Autor*innen

Jasmin Schellong

Jasmin Schellong - Geboren in Ingolstadt, in einem Jahrzehnt als Twix noch Raider hieß, Nena öffentlich ihre Achselbehaarung zur Schau stellte und Deutschland seine ganz eigene Mauer im Sinne von Trump hatte. Sie ist voll berufstätig an der Uniklinik München, Vollzeit Studentin der Geschichte, letztes Jahr Absolventin der Bayerischen Schreibakademie. Das Schreiben ist für sie eine Leidenschaft, mit der sie (manchmal) den Kampf gegen ihr Leiden schafft...

Violetta Akbilek-Fass

Das Schreiben begleitet Violetta schon ihr ganzes Leben lang. Was sie dabei am meisten reizt, sind nicht etwa der große Ruhm und das ganze Geld, die bei der hobbymäßig ausgeübten Schriftstellertätigkeit winken. Sie liebt am Schreiben das Gefühl, vollkommen abzutauchen und gänzlich unbeobachtet und selbstvergessen etwas zu erschaffen. Deshalb ist sie auch furchtbar dankbar, dass es für dieses Gefühl jetzt, nachdem irgendein gelehrter Mensch es ausfindig gemacht und analysiert hat, endlich einen Namen gibt: der Flow. Sie liebt am Schreiben also den Flow. Dass hier auf der Bühne gleich ein von ihr so hochgeschätztes Element ihres Flows, nämlich das des Unbeobachteten, wegfällt, findet sie gewöhnungsbedürftig. Sie ist jedoch gewillt, für Euch so zu tun, als könnte sie sich Schlimmeres vorstellen.

Ihr Text ist im Rahmen einer Schreibaufgabe zum Thema Scham entstanden. Anfangs war sie noch überzeugt, keinen richtigen Zugang dazu zu finden, doch dann fiel ihr ihre letzte Arbeitsstelle ein und auf einmal schrieb sich der Schamestext fast wie von selbst. Ob das nun für die Arbeitsstelle spricht oder für den Flow wird sie zu einem späteren Zeitpunkt einmal genauer untersuchen.

Marleen Übler

Die nächste Autorin heißt Marleen, und freut sich hier vortragen zu dürfen. Es ist ihr erstes Mal überhaupt, dass sie auf der Bühne steht und nicht Jemanden anderen verkörpert sondern einfach sich selbst. Dazu passt auch ihr Text, den sie uns heute mitgebracht hat. Viel Spaß mit Marleen und 'Maske'

Sebastian Ritter Choquehuanca

Sebastian studiert Ethnologie und wäre lieber in einer oralen Erzählkultur sozialisiert worden. Er liebt es Sprachen, die er nicht kennt, zuzuhören. Obwohl Worte für ihn etwas Flüchtiges sind, grübelt er manchmal stundenlang über Themen und Wortwahl und meistens ist dann die Erkenntnis, dass er gar nicht wirklich was zu sagen hat, oder das das alles viel zu viel Arbeit ist. Sebastian hat sich im Kurs daran erinnert, dass er eigentlich viel mehr Zeit mit

neugierigem, wahrnehmenden Nichts-Tun und zufälligen Begegnungen im Englischen Garten verbringen möchte. Nachdem das Kreative Schreiben nun keinen fixen Platz mehr im Kalender hat, vielleicht jetzt immer Freitag Vormittags?

Jesse Lehmann

Jesse ist seiner Zeit immer hinterher. Er hat nicht nur viel Spaß an Kinderreimen, sondern fühlt sich trotz seiner 34 Jahre noch wie 17. Als er Schüler war, haben die Lehrer ihm einstimmig attestiert, dass er geistig weit zurückhinkt. Seine Arbeiten seien nicht zeitgemäß, seine Manieren mittelalterlich und seine Wertvorstellungen antik. Aus der Not machte er eine Tugend und beschäftigt sich seither durch sein aktuelles Romanprojekt mit genau jener Epoche am Ende der Antike, als verfeindete Völker gegeneinander und miteinander eine neue Welt schufen. Seine Texte greifen historische Wahrheiten auf, erzählen sie neu, verkehren sie oder treiben sie ad absurdum in einem Kosmos, den man zu kennen glaubt und der dennoch fremd ist – damals wie heute. Er findet übrigens, sein Roman sei wie er selbst: Aufregend, spannend, witzig und an gewissen Stellen magisch. Jesse sagt, jede Generation habe ihre eigene Odyssee verdient. Heute liest er aus der seinen eine Szene, die es so sehr in sich hat, dass ihr euch am besten die Ohren zuhältet.

Johanna Schauder

Manchmal kann Schreiben Entspannung sein.

Manchmal ein richtiger Kraftakt.

Johanna schreibt um sich selbst und die Welt um sich herum besser verstehen zu können und manchmal um daraus zu verschwinden.

Stella Vrontou

Stella möchte lieber zeigen, statt zu erklären, weshalb es zum folgenden Text nur diese Einführung gibt. Scham macht stumm, gerade dann, wenn man dringend sprechen sollte.

Franziska Schloegl

Franziska studiert Kommunikationswissenschaft. Wenn sie schreibt, schreibt sie vor allem Prosa. Nebenbei macht sie viel Musik. Vermutlich tauchen in ihren Texten deswegen immer wieder Musiker auf – oder solche, die es werden wollen.

Isabelle Hana

Die nächste Teilnehmerin ist Isabelle, die immer auf der Suche ist...

... nach guten Knödeln

... neuen Ausdrucksformen

... und dem nächsten Termin für einen Schlamm-Hindernislauf."

Rebecca Kainz

Manchmal, mit gerecktem Kinn,
sieht Rebecca in den Wolken ein Muster.
Sie dreht sich und staunt
über des Schreibens Sinn.

Merlin sagt, andere trinken, um zu vergessen. Rebecca schreibt, um sich zu erinnern.

Dies impliziert, dass sie ein 80-jähriger Kriegsveteran sei mit Muße, Pessimismus und Verdrießlichkeit.

Dabei sieht sie sich selbst eher als 18-plus-2-jährige Schreibnovizin mit Muse, Optimismus und Gemütlichkeit.

Egal warum, sie schreibt. Mal mehr, mal weniger, mal stürmisch, mal gediegen, mal mit Autoren, Freunden, in der Uni oder daheim allein mit Ziegenkäsebroten und Tee, während draußen der Regen an die Scheiben prasselt.

Sie schreibt, um zum Nachdenken zu bringen
und sie schreibt, um ihr Gedankenchaos auszuwringen,
um sich aus Alltagsszenarios auszuklinken.

Sie schreibt mit Füller auf Papier,
meist ohne Versmaß, aber hier
dabei zu sein,
findet sie großartig.
Weitere Worte spart sie sich.

Merlin Wassermann

Ein weiterer Teilnehmer.

Charlotte Carolin Schober

Charlotte drückt sich gerne aus. Dabei begrenzt sie sich in den Mitteln ihrer Wahl nur ungern. Wozu auch festlegen, wenn man Dingen verbal, schriftlich, bildnerisch und gestalterisch Ausdruck verleihen und auf den Grund gehen kann. Wahrscheinlich gibt es noch jede Menge mehr Möglichkeiten das Innere nach außen zu kehren und in den kreativen Prozess zu gehen. Auf die ist sie bislang allerdings noch nicht gekommen. In ihrem Text geht es um Scham.